

Alte Zeit.

I.

Gothische und romanische Baudenkmale.

„Wenn diese Steine reden könnten!“ In wessen Seele ist nicht unwillkürlich schon dieser Gedanke erwacht, wenn er bei nächtlicher Weile durch die Strassen und über die Plätze einer grossen Stadt schritt, unbeirrt durch das am Tage da herrschende Hasten und Treiben. Diese Paläste, Kirchen und Häuser haben aber in der That die Bedeutung von Fragmenten eines sehr lehrreichen Buches, das für denjenigen, der es nicht zu lesen weiss, mit sieben Siegeln verschlossen ist, für denjenigen aber, welcher den Schlüssel zur Enträthselung seiner steinernen Lettern besitzt, eine nie versiegende Quelle von heiteren und ernsten, erhebenden und erschütternden Geschichten ist. Die Steine reden schon, aber man muss sich darnach umgethan haben, ihre Sprache verstehen zu lernen.

Jeder mit Verständniss unternommene Rundgang durch eine Stadt ist daher fruchtbringend nach mehr als einer Richtung hin; wollte man die volle Ausbeute, welche bei

einer in diesem Sinne mit Gewissenhaftigkeit und Vertiefung unternommenen Wanderung zu gewinnen, vollständig haben, man müsste ein Werk zu Stande bringen, das für den Culturhistoriker, den Kunstgelehrten, den Politiker und den Philosophen eine Fundgrube höchst schätzenswerthen Materials sein würde. Ja derjenige, welcher mit der nöthigen Fülle von Kenntnissen ausgerüstet, an ein solches Unternehmen ginge und die geistige Energie besässe, Alles, was er da fände, in ein überschauliches Bild zusammenzufassen, würde ein Buch schaffen, das Jedem, mag er nun die Feder oder das Schwert, das Szepter oder den Meissel führen, mit dem Zollstab oder dem Pinsel hantiren, Neues und Anregendes und selbst dem müssigen Genussmenschen Erheiterung und Zerstreung bringen würde.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser dieser Schrift gestellt, ist eine weit bescheidenere; seine Absicht geht dahin, bei den hervorragendsten Bauwerken, welche das Auge während eines Ganges durch unsere Stadt fesseln, kurz zu verweilen und in grossen Zügen anzudeuten, wie so Wien den architektonischen Charakter gewonnen, den es heute zeigt.

Alle Welt weiss, dass die Anfänge Wiens bis in die Römerzeit zurückreichen; es war damals ein römisches Castell und Lager; zu verschiedenen Zeiten gemachte Funde, die in dem städtischen Museum aufbewahrt sind, machen die Annahme zulässig, dass es schon damals neben seiner militärischen Bedeutung auch jene einer weitausgedehnten Ansiedelung hatte, in der Handel und Wandel getrieben wurde. Mit dem Falle Carnuntums verschwindet es für Jahrhunderte

aus der Geschichte, es hatte seine Rolle vorläufig ausgespielt; es ist wohl mit Recht anzunehmen, dass in diesen Tagen der Ort wiederholt heimgesucht wurde von den verheerenden Zügen der Völkerstämme, welche von Norden und Osten aus, Alles vor sich niederwerfend, sich gegen Süden und Westen ausbreiteten.

Erst im Jahre 1043, ein Jahrhundert nach der Besiegung der Ungarn auf dem Lechfelde, gab die Erweiterung der neugebildeten Ostmark bis an die Leitha und die Errichtung mehrerer befestigten Punkte, den Anstoss Wien wieder zu einiger Bedeutung zu erheben, dessen eigentliche Colonisation ungefähr in der Mitte des eilften Jahrhunderts mit deutschen Ackerbauern und Kriegern in Angriff genommen wurde. Im Jahre 1137 hatte Wien bereits den Rang einer Stadt, in einem Briefe des Herzogs Leopold VI. an den Pabst Innozenz III. wird Wien sogar als eine Stadt erwähnt, die nächst Cöln zu den vorzüglichsten Städten zählt und in Urkunden aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erschienen angesehene Rittergeschlechter und Bürger der Stadt als Zeugen bei fürstlichen Schenkungen. Demgemäss muss die Stadt, wohl zumeist in Folge ihrer von den namhaftesten Geographen und Geologen anerkannten ausserordentlichen günstigen Lage schon damals, die in der Gegenwart so sehr bethätigte Eigenschaft besessen haben, sich mit zauberhafter Raschheit auszubreiten und in schnellem Aufschwunge weithin eine Anziehungskraft zu üben, welche ihr immer neue und stets bedeutendere Einwohner zuführte. So wurden denn auch durch das oben betonte Emporblühen

die österreichischen Markgrafen bewogen, ihren bleibenden Wohnsitz dahin zu verlegen.

Alles, was bis zu diesem Zeitpunkte das bauliche Wien bildete, ist vollständig von der Erde verschwunden, oder liegt tief unter ihr begraben, so dass man in der ganzen grossen Stadt nicht ein Baudenkmal findet, das Kunde gäbe von jenen verklungenen Tagen, doch stiess man, wie gesagt, beim Graben von Kellern und Canälen wiederholt auf Mauerreste, welche sich als Bestandtheile von römischen Bauwerken erwiesen.

Aber auch die aus der romanischen Periode auf uns gekommenen Bauwerke sind bei weitem nicht so zahlreich wie in anderen hervorragenden Städten; dies wird in der sehr fleissig gearbeiteten, vom Stadtarchivar Weiss redigirten und vom österreichischen Ingenieur- und Architektenverein aus Anlass der vierzehnten Versammlung deutscher Architekten in Wien im Jahre 1865 herausgegebenen Zeitschrift „Alt- und Neu-Wien“ ganz zutreffend dadurch erklärt, dass Wien schon damals einen grösseren Antheil am Weltverkehr hatte, also naturgemäss häufigen Veränderungen unterworfen war; da es ferner ursprünglich auf kleinem und beschränktem Territorium emporblühte, erlebte es in ziemlich rascher Folge Städterweiterungen, so dass am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts die innere Stadt ungefähr die Gestalt besass. Zur Zeit, da es der Sitz der Herzöge war, entbehrte es des Glanzes einer reichen Hofhaltung und es wurde erst als in der Hofburg Kaiserliche Majestäten resi-

dirten, der Wohnsitz eines durch grossen Güterbesitz und Prunkliebe ausgezeichneten Adels; auch geistliche Stiftungen und Klöster bethätigten erst in der Blüthezeit des Mittelalters die Neigung zu Luxusbauten. In den bürgerlichen Kreisen zeichnete sich aber Wien im Mittelalter durch häufige Aenderungen im Hausbesitze aus und die überwiegende Mehrheit der Häuser, kaum in dem Besitze der dritten Generation verbleibend, erlebte zahlreiche Umgestaltungen. Handel und Verkehr machten die Vermehrung der Strassenzüge nothwendig, an denen Wien schon in der ältesten Zeit Mangel litt und auch noch dann als dem ursprünglichen Gebiete neue Stadttheile angewachsen waren. Zu all dem kommt aber noch in Betracht, dass Wien seit dem zwölften Jahrhundert siebenmal der Schauplatz heftiger, ganze Stadttheile einäschender Feuersbrünste war, dass ferner die Vorstädte zweimal zur Zeit der ersten und unmittelbar vor dem Eintritte der zweiten Türkenbelagerung abgebrochen wurden, und dass in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts mehr als zwanzig Gotteshäuser abgebrochen wurden.“

Das wichtigste Baudenkmal aus der romanischen Zeit, das wir besitzen, bildet einen Hauptbestandtheil des grossartigsten Monumentalbaues, der Wien schmückt, es ist die Hauptfäçade des Stefans-Domes, eines Werkes das zu den schönsten der Architektur überhaupt zählend, uns Wienern so ans Herz gewachsen ist, dass wir ohne begeisterte Bewunderung nicht davon reden können. Trotz der stylistischen Verschiedenheit die zwischen der Westfäçade und dem Langhaus und dem Chor recht in die Augen fallend her-

vortritt, möchte ich doch diese Kuppelung von romanischer und gothischer Bauweise nicht missen; der Gegensatz, der hier vorliegt, ist kein solcher, dass er dem einheitlichen Gesamteindruck des Ganzen erheblich Abbruch thäte, wenn man den Dom betrachtet, so hat man im Gegentheile die Empfindung, als wären die beiden disparaten Theile durch die Jahrhunderte so ineinander gewachsen und in Eins zusammengeschmolzen, dass sie gar nicht mehr getrennt von einander gedacht werden können. Man hat es in einem wundervoll ausgeführten Beispiele vor sich, wie der Spitzbogenstyl sich aus dem Rundbogenstyl entwickelte. Das reichornamentirte Portal mit der im Spitzbogen geöffneten Vorhalle, der phantastische Schmuck der Aussenwand, die polygonen Thürme mit ihren Giebelkränzen und rundbogigen Fenstern, die in ihrer Mannigfaltigkeit doch ernste, nahezu schwere Architektur dieser Façade ist eine ganz würdige Einleitung zu der Schönheit, die uns im Langhause und im Chor, in dem kühnen Schwunge der sich über die frei und leicht aufstrebenden Pfeiler wölbenden Hallen entgegentritt und in den beiden, namentlich aber in dem ausgebauten südwestlichen Thurme ihre Krönung erreicht. Selbst Schnaase, der die Verhältnisse des Domes nicht immer glücklich findet, urtheilt mit unverkennbarer Wärme über das Werk und spricht es auch aus, dass das Ganze und vor allem der Chor ein einfacher, tüchtiger Hallenbau mit seinen wohlgegliederten, schlanken Pfeilern einen ernsten und würdigen Eindruck mache. Vielgereiste Wiener Kinder, die sich in der Fremde als Künstler einen weithin hallenden Ruf erworben, haben mir wiederholt erzählt, wie ihre Herzen, ihr

Blut, ihr ganzes Wesen in Aufruhr gerieth, als ihnen nach Jahren wieder die Kreuzblume des Stefansthurmes entgegenwinkte; Leute, die mit ehrfurchtsvollen Schauern die schönsten gothischen Kirchen und Thürme gesehen, haben mich versichert, dass ihnen nirgendwo das Prinzip der Gothik, die kühne aufstrebende Pyramidenform mit so viel sittlichem und künstlichem Ernst, so bis in das kleinste Ornament, von dem mächtigen Fusse, bis zur zierlichen Kreuzblume als massgebendes und bestimmendes Moment erschienen wie hier; es ist ein tausendfach reges Streben, sich in die Höhe zu heben, ein nie rastendes Tasten und Wachsen nach dem Lichte in dem Steinbau versinnlicht; Alles ringt empor und will Spitze werden; und selbst die Bauglieder, welche wie aufgehalten in diesem Trachten zu schmückenden Ranken oder Baldachinen wurden, drängen sichtbar nach dem Aether; der eine kolossale Thurm ist ein ganzer Bund von Thürmen, deren einer aus den andern hervorzutauchen scheint, immer höher hinauf in Fialen und Giebeln. Ja der Rautenschmuck des Thurmhelmes muthet uns an wie die Knospen einer hoch ihre Blüthen hebenden Blume, die noch verschlossen blieben, aber bereit sind von der Sonne wach geküsst, die Formenpracht der Blume noch höher zu treiben. Der Thurm erscheint eben wie eine Pflanze, die ihrem innersten Lebensprinzipie folgend, die Krone dem blauen Himmelsgewölbe zukehrt, da trägt nicht blos Alles oder wird getragen, es wächst Alles und Jedes fördert das Wachsen des Andern! Ich kann es daher nicht gelten lassen, dass Schnaase diese pyramidale Bildung des Thurmes eine abstrakte nennt, sie erscheint mir als eine so lebens-, so inhaltvolle, wie nur

je ein architektonisches Werk ausgezeichnet hat und wenn jemals der Ausdruck durchseelt auf ein Steingebilde mit vollem Rechte angenommen werden konnte, so war es diesem Wunder der Gothik gegenüber!

Auch die Betonung des „Alleinstehens“ des Thurmes scheint mir aus einem Missverständnisse hervorzugehen. Wie wenig der Thurm in Wahrheit allein steht wird Jedermann klar sein, wenn er an sich die Zumuthung stellt, sich ihn fort zu denken; die Thatsache, dass man es kaum über sich gewinnt, diesen Gedanken auch nur festzuhalten, geschweige denn auszudrücken, findet nicht etwa bloß darin ihre Erklärung, dass wir von Jugend an Kirche und Dom als Eines zu sehen gewohnt sind, sondern ist vielmehr in höherem Sinne darin begründet, dass der Thurm in der That der organische Abschluss und die Krönung des Ganzen ist, jeder Pfeiler, jeder Giebel predigt seine Nothwendigkeit, ohne ihn wäre alles nur halb, er ist die bessere, ja die edlere Hälfte des Ganzen, die dem anderen Theile nicht bloß zugewachsen, sondern eine Weiterleitung, eine nothwendige Erhöhung des Uebrigen bedeutet.

Im Jahre 1839 wurde der Umbau des Thurmhelmes mittelst eines mit Stein verkleideten Eisengerippes vorgenommen; aber schon im Jahre 1859 sah sich das von Sr. Majestät dem Kaiser berufene Dombau-Komitée wegen des Herabfallens einzelner ornamentaler Theile veranlasst, den Antrag zu stellen, den Thurmhelm abzutragen und neu herzustellen. Der Antrag wurde im Jahre 1860 von Sr. Majestät genehmigt und im Jahre 1861 ging der zum Dombaumeister

ernannte Architekt Leopold Ernst, der sich bereits durch den im Jahre 1853 begonnenen Ausbau der Giebel, als der richtige Mann zu solcher Aufgabe bewährt hatte, daran, die Pläne auszuarbeiten. Bei dem im Jahre 1862 erfolgten Tode Ernst's waren wohl bereits einige Schichten neu aufgebaut, die Pläne jedoch noch nicht definitiv festgestellt und genehmigt. Glücklicherweise fand sich in dem Baukünstler Friedrich Schmidt eine Capacität, welche die volle Tüchtigkeit, Energie, durchgreifende Bildung und Begeisterung mitbrachte, um das begonnene Werk in befriedigendster Weise zu Ende zu bringen. Zum Dombaumeister ernannt, führte Schmidt nach der von ihm festgestellten constructiven Anordnung, den Thurmbau in anderthalb Jahren aus, so dass am 18. August 1864 die Kreuzeserhöhung feierlich vorgenommen werden konnte! Der Helm war unter seiner Leitung, dem Systeme Ernst's entgegen, ohne Eisenverankerung aufgebaut. Selbstverständlich setzte Schmidt auch die übrigen von Ernst am Dome begonnenen Restaurationsarbeiten fort. Die künstlerische Individualität dieses Baukünstlers, der strenge Ernst, ja der Eifer, mit dem er seinem Berufe obliegt, die reiche Erfahrung, die er sich erworben, befähigten ihn, dies in einem Geiste zu thun, der diese Arbeiten als echte Weiter- und Fortbildungen erscheinen lässt. Ich werde noch wiederholt mich mit diesem hochbegabten Künstler beschäftigen und Gelegenheit haben, seine Tüchtigkeit und den fördernden Einfluss, den er auf die bauliche Zukunft Wien's genommen, zu würdigen, aber trotz all der Anerkennung, die ihm beinahe in Rücksicht all der Werke, die er geschaffen, zu zollen ist, muss doch gesagt werden, dass er mit keinem

Objecte sich mehr Anerkennung verdient, als gerade mit diesen Arbeiten; sie sind nach dem Ausspruche eines seiner gefeiertsten Collegen, eines genialen Künstlers, dessen Schönheits-Ideal freilich ganz anders aussieht, das Beste, was er „all sein Lebtag gemacht“.

Als Beweis, wie langsam unsere Väter bauten, mag folgende Notiz hier Platz finden: im Jahre 1359 wurde der Grundstein zum Langhause gelegt, im Jahre 1466 wurde es erst vollendet. Eine der schönsten Zierden des so herrlichen Innenraums, ist die reich ausgeführte Kanzel mit dem Brustbilde des Meisters Pilgrem; manchen vermeintlichen Schmuck möchte ich freilich, als gar nicht zu dem Style des Ganzen passend, wegwünschen; von dem Feingefühle Schmidt's ist wohl mit Grund zu hoffen, er werde seinen Einfluss zur Beseitigung derartiger Anomalien verwenden.

Ausser dem Stefansdome ist von den älteren Kirchen zunächst die Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) zu erwähnen; der Bau umfasste mehr als fünfzig Jahre und ist dies auch ziemlich ersichtlich; vor allem fesselt an dieser Kirche das Portal mit dem genial gedachten Baldachine und der Thurm mit seinem reichen, zierlichen Maaswerk das Auge des Beschauers; das Innere der Kirche enthält schöne Glasmalereien. Wegen der wunderlichsten und naivesten Mischung der Baustyle ist die Kirche zu St. Michael interessant; ein Renaissance-Portal und dann gothische und romanische Theile; hier treffen wir ein ausgebildetes Pfeilersystem mit spitzbogigen Arkaden neben kleinen halbrunden geschlossenen Fenstern; im Langhause die alten Formen von

Lesenen und Bogenfriesen, an den Querschiffecken Anläufe zu Strebepfeilern. In der Ornamentik der Capitäle überwiegt noch der alte romanische Typus, nur einzelne haben Anklänge an ein mehr naturalistisches Laubwerk unvermittelt alte Formen neben Neuem, ein naives Nebeneinander zweier entgegengesetzter Richtungen. Als schöne Portale sind noch anzuführen jenes in Renaissancestyl ausgeführte an der Salvatorikapelle und das reich gegliederte im Spitzbogen sich öffnende Portal der Minoritenkirche mit den interessanten Sculpturen in dem dreifach getheilten Tympanon. Doch sagen wir auch ein Wort über die Profanbauten der alten Zeit.

Die Wiener von heute, gewöhnt in grossen Zinsburgen zu wohnen, würden sich schwer in die Art finden, wie ihre Voreltern sich ihr Heim geschaffen. Da hoben sich die Häuser auf schmalen und tiefer Basis in mehreren Geschossen mit steilen Dächern, die grösstentheils mit Schindeln gedeckt waren, nur die Häuser der allerreichsten Leute waren mit Erkern geschmückt, hie und da ragte auch ein kleiner Thurm auf; die Wände waren mit Malereien und Schildern bedeckt; im Innern waren die Häuser ziemlich wohnlich, mit allerlei kostbarem Geräth ausgestattet, eine besondere Leidenschaft für Singvögel zeichnete die Wiener damals aus, sie gehörten zu jener Zeit zu jedem eleganten Haushalte gerade mit derselben Nothwendigkeit, wie vor wenigen Jahren die Papageien. Dass die Strassen Wien's einen Schmuck besaßen, den sie gegenwärtig vollständig entbehren, wissen wir gleichfalls; Wien hatte Lauben, die in Zukunft freilich eine schöne Nachkommenschaft in den Arkadengängen finden werden, die bei

der Neugestaltung einiger Stadttheile zur Ausführung kommen sollen. Eine anschauliche Schilderung der Art, wie die Wiener im fünfzehnten Jahrhundert wohnten, gibt der Geheimschreiber Kaiser Friedrich III, der nachmalige Papst Pius II., Aeneas Silvius; wir erfahren daraus auch, dass Wien in seinen zahlreichen Weinkellern fast eben so viele Bauten unter als auf der Erde hatte. Die Strassen und Gassen hatten, dieser Quelle zufolge, Steinpflaster von solcher Festigkeit, dass dasselbe „von den Wagenrädern nicht zerbrochen werden konnte“. Das Wiener Pflaster besass also damals schon die berühmte Stärke, welche ihm bis heute geblieben.

gröss
geföh
Schwe
erhalte
U
ist die
Zufall,
holen
des si
die Be
sollte,
zusamm
Erlach
doch d
zeichne
Stempe
Anzahl
Bernh